

FU-Absolventenfeier

Sehr geehrter Herr Dekan, liebe Mit-Absolventinnen und Mit-Absolventen, sehr geehrte Damen und Herren,

damit Sie wissen, mit wem Sie es nun zu tun haben, will ich mich kurz vorstellen. Ich war in den vergangenen zweieinhalb Jahren Doktorand bei Prof. Grothe und zugleich dort auch wissenschaftlicher Mitarbeiter. In meiner Doktorarbeit habe ich mich mit Problemen der internationalen Insolvenzaufrechnung.

Als ich Ostern gefragt wurde, ob ich diese kurze Rede halten möchte, fand ich das natürlich sehr nett. Allerdings habe ich während der Osterfeiertage dann beim Ostereierkonsum hin- und herüberlegt, ob ich überhaupt irgendwas zu sagen habe. Jahreszeitlich könnte man auch durchaus von Rumgeeiere sprechen.

Denn die Frage von Julia Clauß lautete in etwa, ob ich die Absolventenrede für die Gruppe der Promovierten halten wolle. Wer sind aber überhaupt diese Promovierten? Ich kenne natürlich einige, aber gruppenspezifische Kennzeichen???

Doktoranden sind eben keine homogene Gruppe, uns vereinen keine gemeinsam geschriebenen Klausuren oder gemeinsam besuchte Vorlesungen. Wie unterschiedlich die Gruppe wohl ist, wird deutlich, wenn man die verschiedenen Dissertationsthemen hört. Da mag es um rechtsgeschichtliche Fragen, z.B. um den Samtfrachtführer nach § 432 HGB, oder auch mal um namibisches Stammesfamilienrecht gehen.

In diesem Zusammenhang fiel mir auch folgendes so oder ähnlich öfter ablaufendes Gespräch ein. Gerade zu Beginn des Referendariats, wenn man seine Referendars-AG noch nicht kennt, ist es kaum zu vermeiden, sich auch über die verstrichene Zeit seit dem 1. Examen zu unterhalten, so nach dem Motto, was hast Du denn – bezogen auf den Beruf in Anführungszeichen – in der Zwischenzeit gemacht. Ich habe dann eben geantwortet, dass ich an der Uni gearbeitet und promoviert habe. Dann kam meist die weitere Frage: „Und, wie fandst Du das so?“ Wenn ich dann geantwortet habe, dass ich die Zeit toll fand, erntete ich schon manches Mal ein bisschen Unverständnis oder zumindest einige Überraschung beim Gegenüber.

Das führt mich zu zwei Fragen, denen ich mich im Folgenden in aller Kürze widmen möchte:

1. Wieso Unverständnis bzw. Überraschen beim Gesprächspartner?
und
2. Wieso fand ich diese Zeit so toll?

Zum ersten Punkt: Klar ist mir schon, warum die Zeit während der Beschäftigung mit der Doktorarbeit nicht immer Begeisterungstürme hervorruft. Denn es ist ein steter Kampf

mit der Arbeit, mit der eigenen Disziplin und mit dem Phänomen, das Eugen Roth in die Worte fasst: „Ein Mensch sitzt kummervoll und stier vor einem weißen Blatt Papier.“

Dieser Kampf wird auch nicht dadurch erleichtert, dass man immer wieder nach dem aktuellen Stand der Doktorarbeit befragt wird. Denn leider kann dann manches Mal lediglich ein gewisser Stillstand verkündet werden. Zumal es auch des öfteren vorkommen mag, dass aus den eingeplanten acht Wochen Arbeitszeit für einen Themenkomplex elf oder zwölf oder noch mehr geworden sind.

Vor achtzig Jahren hatte man in diesen zwölf Wochen nicht nur einen Themenkomplex abgearbeitet (was heute für mich auch nur Dank Internet und Computer denkbar ist, wo man ganze Passagen und sogar ganze Gliederungsebenen mit einem Tastenklick verschieben kann). Vielmehr konnte man damals in solcher Zeitspanne bereits fast die ganze Doktorarbeit fertig gestellt haben. So fragte mich mein Großvater, der 1924 in Leipzig in einem wohl guten halben Jahr über den Samtfrachtführer (§ 432 HGB, Sie erinnern sich) promoviert hat, nach vier oder fünf Monaten Arbeit an meiner Dissertation, wie denn meine weitere Lebensplanung aussähe. Als ich ihm guter Dinge antwortete, dass ich gedächte, mich noch gut ein Jahr mit meiner Doktorarbeit zu beschäftigen (wobei ich diese Zeitplanung als durchaus ambitioniert ansah), nahm er dieses wohl etwas überrascht zur Kenntnis. Was er dabei gedacht hat, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Es mag aber dasselbe gewesen sein, was ich in jedem Fall gedacht habe: Wie sich die Zeiten doch geändert haben.

Nun aber wieder zurück in die heutige Zeit:

Die schon erwähnten fehlenden Begeisterungstürme hängen sicher auch damit zusammen, dass in der Regel ein richtiger Ansprechpartner fehlt. Allenfalls nimmt sich jemand Zeit, Dinge auf Plausibilität zu prüfen. Mehr kann man aber auch eigentlich nicht erwarten, wenn man selber schon vier oder fünf Monate an der Dissertation gearbeitet hat. Denn der gemeine Doktorand hat sich ja damit eine – gerade jetzt auch im Rückblick – enorm lange Zeit mit seinem Thema befasst und so in der Regel einen erheblichen Wissensvorsprung angehäuft.

Oftmals relativiert sich aber auch bei juristisch bewanderten Freunden nach einer halben Stunde zudem das anfangs vielleicht wirklich vorhandene Interesse. Das ist ihnen ja auch nicht zu verdenken, wenn es auf zwanzig oder dreißig Seiten ausschließlich etwa um die Berechtigung einer Aufrechnung in der Insolvenz geht. Das ist dann vielleicht sogar für die prüfenden Gutachter eine Prüfung. Denn als schöngeistige Literatur kann man juristische Dissertationen wohl leider nur selten bezeichnen.

Zur ersten Frage kann man vielleicht abschließend festhalten, dass das Doktorandenleben in fachlicher Hinsicht oft ein nicht sehr geselliges ist.

Warum fand ich die Zeit trotzdem toll?

Der schließlich erlangte Dokortitel, der alle Mühe überstrahlen würde, ist es auf jeden Fall nicht. Schon toll, aber richtig greifbar ist dieser Namenszusatz nicht, obwohl ich „meinen“ Dokortitel auch eben erst im heutigen Programm das erste Mal schwarz auf weiß gesehen habe.

Bei mir hat dieser sehr positive Rückblick einerseits sicherlich persönliche Gründe. So konnte mir mein Doktorvater Prof. Grothe eigentlich immer weiterhelfen, wenn es um für mich problematische Passagen ging. Und außerdem hatte ich das Glück, eine Arbeitskollegin am Lehrstuhl zu haben, mit der ich sehr gut fachliche Probleme und Aufbaufragen auch über die soeben angesprochene Plausibilitätsgrenze hinaus besprechen konnte. Ihre – wie sie sie einzuleiten pflegte – „dummen“ Fragen zu einzelnen Passagen meiner Arbeit, die sie gerade gelesen hatte, waren eigentlich gute, aber zugleich auch – im durchaus positiven Sinne – lästige Fragen. Denn zum einen waren sie berechtigt, und zum anderen kostete es Stunden, um sie in schriftlicher Form dann aus der Welt zu schaffen. Der Arbeit und damit auch der eigenen Zufriedenheit, denn diese hängt ja auch ein bisschen vom Vorgehen der Doktorarbeit ab, waren diese Fragen auf jeden Fall nie abträglich. Mir blieben also richtige Hängepartien während dieser Zeit zum Glück erspart.

Neben diesen wahrscheinlich doch sehr individuellen Erfahrungen, die vielleicht so nicht alle gemacht haben, ist der wichtigste Punkt, der mir diese Zeit auch – und nicht nur im Rückblick – so angenehm erscheinen lässt, folgender:

Die Zeit der Doktorarbeit war eine Zeit ziemlich grenzenloser Freiheit. Denn man kann seine Arbeitszeit fast völlig frei einteilen. Rechenschaft ist man nur sehr bedingt – wenn überhaupt – dem Betreuer der Arbeit schuldig. Ich fürchte fast, dass ich nie wieder so viel herumreisen kann, wie in der Doktorandenzeit.

Gleichwohl – und deshalb sind wir Doktorierten jetzt hier – ist diese Zeit irgendwann einmal vorbei, auch wenn es manchmal schwer fällt zu sagen, nun ist die Arbeit fertig, jetzt gebe ich sie ab, so wird sie gedruckt. Aber da gilt wohl das Zitat von Goethe aus der italienischen Reise, das der Habilitationsschrift meines Doktorvaters vorangestellt ist. „So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das möglichste getan hat“.

Vielen Dank